

„Der Schneider im Himmel“

Biblische Textvergleiche zu einem Märchen der Brüder Grimm

Josef Imbach, Rom

Es trug sich zu, daß der liebe Gott an einem schönen Tag in dem himmlischen Garten sich ergehen wollte und alle Apostel und Heiligen mitnahm, also daß niemand mehr im Himmel blieb als der heilige Petrus. Der Herr hatte ihm befohlen, während seiner Abwesenheit niemand einzulassen, Petrus stand also an der Pforte und hielt Wache. Nicht lange, so klopfte jemand an. Petrus fragte, wer da sei und was er wolle. „Ich bin ein armer, ehrlicher Schneider“, antwortete eine feine Stimme, „der um Einlaß bittet.“ „Ja, ehrlich“, sagte Petrus, „wie der Dieb am Galgen, du hast lange Finger gemacht und den Leuten das Tuch abgezwickt. Du kommst nicht in den Himmel, der Herr hat mir verboten, solange er draußen wäre, irgend jemand einzulassen.“ „Seid doch barmherzig“, rief der Schneider, „kleine Flicklappen, die von selbst vom Tisch herabfallen, sind nicht gestohlen und nicht der Rede wert. Seht, ich hinke und habe von dem Weg daher Blasen an den Füßen, ich kann unmöglich wieder umkehren. Laßt mich nur hinein, ich will alle schlechte Arbeit tun. Ich will die Kinder tragen, die Windeln waschen, die Bänke, darauf sie gespielt haben, säubern und abwischen, und ihre zerrissenen Kleider flicken.“

Der heilige Petrus ließ sich aus Mitleiden bewegen und öffnete dem lahmen Schneider die Himmelspforte so weit, daß er mit seinem dünnen Leib hineinschlüpfen konnte. Er mußte sich in einen Winkel hinter die Türe setzen, und sollte sich da still und ruhig verhalten, damit ihn der Herr, wenn er zurückkäme, nicht bemerkte und zornig würde. Der Schneider gehorchte, aber als der heilige Petrus einmal zur Türe hinaustrat, stand er auf, ging voll Neugierde in allen Winkeln des Himmels herum und besah sich die Gelegenheit. Endlich kam er zu einem Platz, da standen viele schöne und kostliche Stühle und in der Mitte ein ganz goldener Sessel, der mit glänzenden Edelsteinen besetzt war; er war auch viel höher als die übrigen Stühle, und ein goldener Fußschemel stand davor. Es war aber der Sessel, auf dem der Herr saß, wenn er daheim war, und von welchem er alles sehen konnte, was auf Erden geschah.

Der Schneider stand still und sah den Sessel eine gute Weile an, denn er gefiel ihm besser als alles andere. Endlich konnte er den Vorwitz nicht bezähmen, stieg hinauf und setzte sich in den Sessel. Da sah er alles, was auf Erden

geschah, und bemerkte eine alte häßliche Frau, die an einem Bach stand und wusch, und zwei Schleier heimlich beiseite tat. Der Schneider erzürnte sich bei diesem Anblicke so sehr, daß er den goldenen Fußschemel ergriff und durch den Himmel auf die Erde hinab nach der alten Diebin warf. Da er aber den Schemel nicht wieder heraufholen konnte, so schlich er sich sachte aus dem Sessel weg, setzte sich an seinen Platz hinter die Türe und tat, als ob er kein Wasser getrübt hätte (Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 35).

Der Schneider und der heilige Petrus

Es ließe sich lange darüber rätseln, warum die volkstümliche Fabulierkunst ausgerechnet den heiligen Petrus zum Pförtner des Paradieses bestellt hat. Die theologische Reflexion hat dabei mit Sicherheit keine große Rolle gespielt; denn nach neutestamentlicher Lehre und kirchlicher Unterweisung entscheidet allein Gott, wer einmal Einlaß finden wird ins Paradies. Allerdings vermag die Intuition der einfachen Leute, auf welche die nicht ganz schriftgemäße Verbeamtung des heiligen Petrus wohl zurückzuführen ist, die diesbezüglichen dogmatischen Zweifel wenn nicht gänzlich auszuräumen, so doch etwas abzuschwächen.

Denn zum einen versteht es sich von selbst, daß eine so verantwortungsvolle Aufgabe wie der himmlische Pfortendienst nicht vom erstbesten dahergelaufenen Heiligen ausgeübt werden kann. Schließlich geht ja es um nichts Geringeres als um die ewige Seligkeit oder das höllische Verderben, also um Sein oder Nichtsein. Außerdem scheint Petrus schon daher für diese heikle Aufgabe prädestiniert, weil er bereits im Neuen Testamente eine herausragende Rolle spielt. Zusammen mit Jakobus und Johannes gehörte er zum engsten Vertrautenkreis Jesu und weiß deshalb besser als die übrigen Apostel, worauf dieser seinerzeit hinauswollte. Schon deshalb sollten die Dogmatiker, bevor sie in dieser Sache von ihrem theologischen Vetorecht Gebrauch machen, bedenken, daß möglicherweise gerade die paar dunklen Flecken in der Biographie des heiligen Petrus das gemeine Volk veranlaßten, die ihm von Jesus verliehene Schlüsselgewalt nicht bloß in dem vom Evangelisten Matthäus intendierten Sinne zu interpretieren (vgl. Mt 16,19). Die Annahme, daß mit der Übergabe der „Schlüssel des Himmelreiches“ die Beförderung zum Pförtner des Paradieses verbunden war, mag vielleicht auch auf sehr konkreten Interessen beruhen. Denn, so eine logische Überlegung, wer seinerzeit vor lauter Kleinglaube in den Fluten versank und darüber hinaus Jesus gleich dreimal verraten hat, der kann nicht umhin, auch die Vergehen, die Seitensprünge und die Fehltritte anderer Jesusnachfolger und -nachfolgerinnen mit Nachsicht zu beurteilen.

Tatsächlich erweckt unser Märchen den Eindruck, daß Petrus, eingedenk seiner eigenen Fehler und Schwächen, den Fehlern und Schwächen des Schneiders verständnisvoll gegenübersteht. Daß dieser es in seinen Erden-tagen mit der Ehrlichkeit nicht allzu genau nahm, unterliegt keinem Zweifel: „Du hast lange Finger gemacht und den Leuten das Tuch abgezwickt.“ Gleichzeitig jedoch, als wolle er jede Erinnerung an seine eigene Vergangenheit unterdrücken, erklärt Petrus dem Bittsteller, daß der liebe Gott ihm ausdrücklich verboten habe, während seiner Abwesenheit jemandem die Tür zu öffnen. Davon will der Schneider freilich nichts wissen. Es grenzt schon an Gerissenheit, wie er die Diskussion auf eine ganz andere Ebene verlagert. Wegen ein paar lächerlicher Flicklappen soll ihm der Zugang zum Paradies versperrt bleiben? Wo von einem eigentlichen Diebstahl doch gar nicht die Rede sein kann! Und wenn es denn wirklich ein Diebstahl war, so ist er nicht der Rede wert!

Wer hier einen Vorwurf heraushört, unterliegt keiner akustischen Täuschung. Petrus ist trotz seines hohen Alters noch hellhörig genug, um zu verstehen, worauf der Schneider hinauswill: Was wiegen denn ein paar Tuchfetzen im Vergleich zu deinem Verrat an Jesus?! Was ist schlimmer, eine Handvoll versehentlich – ja, versehentlich! – verrechneter Taler oder deine gravierenden Glaubenszweifel damals auf dem See bei Gennesaret?! Was ist verdammenswerter, ein paar läppische kleine Betrügereien oder die Tatsache, daß du dich im Ölgarten schlafen legtest, während Jesus Blut schwitzte?!

Petrus gibt sich sehr wohl Rechenschaft darüber, daß der Schneider die Bibel auf seiner Seite hat: „Warum siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem Auge bemerkst du nicht?“ (Mt 7,3) – und er öffnet die Schneider die Tür.

Der Schneider und der herzlose Schuldner

Als der Herr und Meister mit dem himmlischen Gefolge wieder zurückkam, war er zwar den Schneider hinter der Tür nicht gewahr, als er sich aber auf seinen Sessel setzte, mangelte der Schemel. Er fragte den heiligen Petrus, wo der Schemel hingekommen wäre, der wußte es nicht. Da fragte er weiter, ob er jemand hereingelassen hätte. „Ich weiß niemand“, antwortete Petrus, „der da gewesen wäre, als ein lahmer Schneider, der noch hinter der Türe sitzt.“ Da ließ der Herr den Schneider vor sich treten und fragte ihn, ob er den Schemel weggenommen und wo er ihn hingetan hätte. „O Herr“, antwortete der Schneider freudig, „ich habe ihn im Zorne hinab auf die Erde nach einem alten Weibe geworfen, das ich bei der Wäsche zwei Schleier steh-

len sah. „O du Schalk“, sprach der Herr, „wollt ich richten, wie du rich-test, wie meinst du, daß es dir schon längst ergangen wäre? Ich hätte schon lange keine Stühle, Bänke, Sessel, ja keine Ofengabel mehr hier gehabt, son-dern alles nach den Sündern hinabgeworfen. Fortan kannst du nicht mehr im Himmel bleiben, sondern mußt wieder hinaus vor das Tor; da sieh zu, wo du hinkommst. Hier soll niemand strafen denn ich allein, der Herr.“

Petrus mußte den Schneider wieder hinaus vor den Himmel bringen, und weil er zerrissene Schuhe hatte und die Füße voll Blasen, nahm er einen Stock in die Hand, und zog nach Warteinweil, wo die frommen Soldaten sitzen und sich lustig machen.

Wer mit der Bibel ein wenig vertraut ist, wird sich jetzt wohl an die Parabel von dem Mann erinnern, der bei seinem König mit zehntausend Talenten in der Kreide steht (Mt 18,23–35). Als der König beschließt, seinen Schuldner und dessen Familie in die Sklaverei zu verkaufen, bittet der Un-glückliche um Stundung. Wir müssen uns diesen Menschen als einen Be-amten in höchster Position vorstellen. Natürlich begreift der König, daß er sein Geld nie wieder bekommen wird und daß der Wunsch um Aufschub der nackten Verzweiflung entspringt. Aber er hat Mitleid mit seinem Unter-ge-benen. Statt die Zahlungsfrist zu verlängern, befreit er ihn von seinen Ver-pflichtungen. Kaum draußen, trifft der eben Begnadigte auf einen anderen Diener, der ihm den lächerlichen Betrag von hundert Denaren schuldet und nun seinerseits um Stundung bittet. „Er aber wollte nicht, sondern ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt habe“ (Mt 18,30). Die Sa-che wird dem König hinterbracht, und dieser übergibt den herzlosen Schuld-ner den Folterknechten, „bis er die ganze Schuld bezahlt habe“ (vgl. Mt 18,23–35).

Zweifellos bestehen zwischen dieser Parabel und unserem Märchen ge-wisse Ähnlichkeiten. Wie der König wird auch Petrus vom Mitleid berührt. Wie der Beamte erfährt auch der Schneider Nachsicht. Dem erbarmungslo-sen Verhalten des Beamten gegenüber seinem Schuldner entspricht der Zor-nesausbruch des Schneiders angesichts des Diebstahls der Wäscherin. Schließlich ist beiden Geschichten gemeinsam, daß sie für die jeweiligen Protagonisten bös ausgehen; der Beamte wird den Folterknechten über-ge-ben, der Schneider hingegen des Himmels verwiesen. Aber trotz dieser frap-pierenden Parallelen vermag die Parabel vom hartherzigen Schuldner zu ei-ner sachgerechten Interpretation unseres Märchens kaum etwas beizutragen. Denn die beiden Geschichten behandeln ein je anderes Thema.

Wie der Schluß der Parabel vom herzlosen Schuldner durchblicken läßt, geht es dort um die Vergebung, welche die Menschen einander gewähren sollen, im Gedanken daran, daß auch sie stets auf Gottes Vergebung ange-wiesen sind: „Ebenso wird mein himmlischer Vater jeden von euch behan-

dehn, der seinem Bruder nicht von ganzem Herzen vergibt“ (Mt 18,35). Ganz anders liegen die Dinge im Märchen vom „Schneider im Himmel“. Während der königliche Beamte gegenüber dem Diener auf hundert Denare Anspruch hat, hat die Wäscherin gegenüber dem Schneider keinerlei Verpflichtungen. *Nicht die Aufforderung, Vergebung zu gewähren, sondern das Verbot, andere zu verurteilen, steht demnach im Mittelpunkt unseres Märchens.*

Der Schneider und der König David

In der Hebräischen Bibel wird dieses Thema auf narrative Weise anhand einer Episode aus dem Leben des Königs David entfaltet.

Eines Tages begibt sich der Prophet Natan in den Palast Davids und erzählt dort von einem Vorfall, von dem er weiß, daß er den König in helle Empörung versetzen wird.

In einer Stadt lebten einst zwei Männer; der eine war reich, der andere arm. Der Reiche besaß sehr viele Schafe und Rinder, der Arme aber besaß nichts außer einem einzigen kleinen Lamm, das er gekauft hatte. Er zog es auf, und es wurde bei ihm zusammen mit seinen Kindern groß. Es aß von seinem Stück Brot, und es trank aus seinem Becher, in seinem Schoß lag es und war für ihn wie eine Tochter. Da kam ein Besucher zu dem reichen Mann, und er brachte es nicht über sich, eines von seinen Schafen oder Rindern zu nehmen, um es für den zuzubereiten, der zu ihm gekommen war. Darum nahm er dem Armen das Lamm weg und bereitete es für den Mann zu, der zu ihm gekommen war.

Da geriet David in heftigen Zorn über den Mann und sagte zu Natan: So wahr der Herr lebt: Der Mann, der das getan hat, verdient den Tod. Das Lamm soll er vierfach ersetzen, weil er das getan und kein Mitleid gehabt hat (2 Sam 12,2–6).

Die Reaktion Davids scheint verständlich. Das Problem ist nur, daß diese Geschichte ein Vorspiel hat, auf das der Prophet erst im nachhinein Bezug nimmt:

Da sagte Natan zu David: Du selbst bist der Mann! [...] Du hast den Hethiter Urija mit dem Schwert erschlagen und hast dir seine Frau zur Frau genommen; durch das Schwert der Ammoniter hast du ihn umgebracht (2 Sam 12,7,9).

David hatte nämlich, während er eines Abends auf dem Flachdach seines Palastes lustwanderte, Batseba, die Frau seines Söldners Urija, beim Bade beobachtet. Da Urija gerade an einem Kriegszug gegen die Ammoniter teilnahm, befahl David Batseba zu sich und schlief mit ihr. Später ließ er Urija auf heimtückische Weise umbringen und nahm Batseba zur Frau. Nun

kündigt ihm der Prophet Natan die Strafe an, die ihm dafür zuteil werden soll:

So spricht der Herr: Ich werde dafür sorgen, daß sich aus deinem eigenen Haus das Unheil gegen dich erhebt, und ich werde dir vor deinen Augen deine Frauen wegnehmen und sie einem andern geben; er wird am hellen Tag bei deinen Frauen liegen (2 Sam 12,11).

Natans Vorhersage wird sich erfüllen. Davids Sohn Abschalom verschwört sich gegen den Vater; er treibt ihn in die Flucht und vergeht sich anschließend „vor den Augen ganz Israels“ an dessen Nebenfrauen (vgl. 2 Sam 16,20-22). Nach damaligem Verständnis enthält diese Ruchlosigkeit gegenüber den Frauen eine politische Botschaft; indem Abschalom sich des Harems seines Vaters bemächtigt, erklärt er den König gleichsam für tot und meldet sein Recht auf die Thronfolge an.

Wie das Urteil des Schneiders über die Wäscherin auf diesen selbst zurückfällt, wird auch Davids Schulterspruch über den Reichen ihm selber zum Verhängnis.

In dieser schlimmen Geschichte geht es nun nicht mehr bloß um ein paar Tuchlappen wie im Märchen vom Schneider. Aber es geht um ein und dasselbe Problem, nämlich um die Frage, warum Menschen sich über bestimmte Handlungsweisen anderer maßlos empören, obwohl sie doch selber jede Menge Leichen im Keller liegen haben.

Der Schneider schmeißt mit dem goldenen Fußschemel nach der alten Wäscherin, obwohl er seine Klientel mit Sicherheit um mehr als nur zwei Schleier betrogen hat. David fordert die Todesstrafe für einen – im ursprünglichen Wortsinn – gemeinen Schuft, obwohl er selber ein niederträchtiger und verbrecherischer Schurke ist.

Vom moralischen Standpunkt aus beurteilt ist beider Verhalten deshalb unverständlich, weil es im Widerspruch steht zu ihrem Gerechtigkeitssinn. Aus psychologischer Sicht hingegen erscheint dieser Widerspruch durchaus einleuchtend. Denn nicht *obwohl*, sondern *weil* die beiden sich in der gleichen Lage befinden wie die von ihnen Verurteilten, ärgern sie sich fast zu Tode über deren Verhalten. Ein Grund (von einem zweiten wird später die Rede sein), weshalb wir andere Menschen mit äußerster Härte verurteilen, liegt nämlich gerade darin, daß wir bei ihnen Eigenschaften und Handlungsweisen entdecken, die wir an uns selber am wenigsten ausstehen können. Dinge, die wir in oder an uns selber hassen und für die wir uns schämen, begegnen uns immer wieder auch bei anderen, und das ertragen wir einfach nicht. Es ist, als ob uns in solchen Augenblicken unser eigenes bis zur Unkenntlichkeit verzerrtes Gesicht aus dem Spiegel entgegengrinsen würde – und um diese furchtbare Fratze nicht sehen zu müssen, zerschmettern wir dann eben den Spiegel.

Ebendies trifft auch auf den Schneider in unserem Märchen zu. Offensichtlich ist es die Scham über seine eigenen kleinen Betrügereien, die ihn dazu verleitet, den Schemel nach der alten häßlichen Wäscherin zu werfen. Er kehrt den Ärger, den er gegenüber sich selber empfindet, gegen eine andere Person. Von daher scheint die Vermutung begründet, daß der Schneider die Fußbank auch dann aus dem Himmel auf die Erde herabschleudern würde, wenn statt der „alten häßlichen Frau“ eine junge hübsche Wäscherin auch nur einen einzigen durchlöcherten Waschlappen heimlich beiseite schaffte.

Der Schneider und der Pharisäer

Im Neuen Testament gibt es eine Parabel, welche die Thematik unseres Märchens nochmals aus einer anderen Perspektive behandelt und uns so gleichzeitig einen zweiten Grund vor Augen führt, warum wir manchmal dazu neigen, andere vorschnell zu verurteilen.

Zwei Männer gingen zum Tempel hinauf, um zu beten; der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und sprach leise dieses Gebet: Gott, ich danke dir, daß ich nicht wie die anderen Menschen bin, die Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner dort. Ich faste zweimal in der Woche und gebe dem Tempel den zehnten Teil meines ganzen Einkommens. Der Zöllner aber blieb ganz hinten stehen und wagte nicht einmal, seine Augen zum Himmel zu erheben, sondern schlug sich an die Brust und betete: Gott, sei mir Sünder gnädig! (Lk 18,10–13).

Die Wirkungsgeschichte gerade dieser Parabel hat zweifellos mit dazu beigetragen, daß die Pharisäer unter den Christen und Christinnen bis heute eine denkbar schlechte Presse haben. In Wirklichkeit stand Jesus dieser Gruppe anfänglich recht nahe. Im Gegensatz zur Partei der Sadduzäer, deren Anhänger der Priesteraristokratie entstammten, rekrutierten sich die Pharisäer vorzugsweise aus dem handwerklichen Mittelstand, dem auch Jesus seiner Herkunft nach angehörte. Die Pharisäer bildeten eine Laienbewegung, deren religiöse Führer beim Volk in hohem Ansehen standen. Ihr Hauptanliegen war eine möglichst genaue Beobachtung des Gesetzes. Dieses Bestreben führte allerdings dazu, daß sich die Pharisäer zunehmend von den untersten Volksschichten distanzierten.

Jesus hat nichts gegen die Frömmigkeit der Frommen; er selber ruft ja in Erinnerung, was im Buch Levitikus geschrieben steht, nämlich nach der Vollkommenheit des himmlischen Vaters zu streben (Mt 5,48; vgl. Lev 19,2). Damit betont er jedoch gleichzeitig, daß nicht die Handlungsweise der anderen, sondern allein Gott den Maßstab darstellt, nach dem der Mensch sein Verhalten beurteilen soll.

Auf den ersten Blick ist die Differenz zwischen dem Pharisäer und dem Zöllner unübersehbar; sie gleicht dem Unterschied zwischen einem riesigen Scheinwerfer und einem flackernden Armenseelenlicht. Doch angesichts der strahlenden Sonne am glasklaren Himmel verblassen sie alle beide.

Mit anderen Worten, der Vergleichspunkt ist Gott, und nur er. Und vor Gott besteht keine wesentliche Differenz zwischen den beiden Menschen. Der Pharisäer hat keine besonderen Verdienste aufzuweisen; er hat die Weisung befolgt – und damit bloß „seine Schuldigkeit getan“ (Lk 17,10).

Jesus tadeln den Pharisäer nicht deswegen, weil er sich um eine minutiöse Gesetzeserfüllung bemüht. Vielmehr setzt er stillschweigend voraus, daß sein Verhalten beispielhaft ist. Gesagt wird auch nicht, daß der Pharisäer sich vorne hinstellt, um von den anderen gesehen zu werden. Seiner guten Werke röhmt er sich nicht mit lauten Worten vor den Menschen. Er dankt Gott nur in Gedanken, ohne seine Lippen zu bewegen; „er betete bei sich“, müßte es, wörtlich übersetzt, heißen.

Und doch handelt es sich um ein im Wortsinn heilloses Gebet. Denn statt den Blick auf Gott zu richten, schiebt der Mann selbstgerecht auf einen zufällig anwesenden Sünder und profiliert sich nun auf dessen Kosten.

Wie aus dem größeren Zusammenhang hervorgeht (vgl. Lk 17,22; vgl. 18,1,9; 19,11) gehört diese Beispielerzählung zur Jüngerunterweisung. Sie richtet sich also nicht gegen die Pharisäer. Vielmehr zielt die polemische Spitze gegen einige Sympathisanten und Anhänger Jesu, welche (aufgrund ihrer Jesusnachfolge?) „von ihrer eigenen Gerechtigkeit überzeugt waren und andere verachteten“ (18,9), wie der Evangelist in seiner Einleitung zur Parabel bemerkt.

Kurzum, Jesus will *seine eigenen Anhängerinnen und Anhänger* mit dieser Geschichte vor dunkelhafter, menschenverachtender Selbstgerechtigkeit warnen.

Im Gegensatz zum Schneider und zum König David wird vom Pharisäer nicht behauptet, daß er sich etwas habe zuschulden kommen lassen. Gerade diese Tatsache verweist uns nun auf *einen zweiten möglichen Grund*, warum wir sozusagen einen inneren Zwang in uns verspüren, andere zu verurteilen – fast so, als stünden wir unter dem Diktat eines Naturgesetzes.

Wir sehen, daß andere genau das tun, was wir selber tun möchten, aber uns nicht zu tun getrauen. Wir haben Wünsche, die wir gar nicht erst auszusprechen wagen, während ein anderer sie unbefangen äußert. Wir halten an überkommenen Vorstellungen und Gebräuchen fest, weil wir es nicht fertigbringen, selbständig zu denken, und andere setzen sich bedenkenlos darüber hinweg. Wir sind neidisch auf jene, die den Mut haben, bestimmte Vorschriften zu hinterfragen und diese gegebenenfalls zu ignorieren. Weil es uns an der nötigen Zivilcourage fehlt, neigen wir unbewußt dazu, andere zu

verurteilen und deren angeblich freizügiges Verhalten als unmoralisch zu bewerten.

Dazu tendieren vor allem Menschen, die sich nur dann sicher fühlen, wenn sie sich an den Zaunpfählen des Gesetzes, am Geländer der Vorschriften und an den Leitplanken des Kirchenrechts festklammern können. Solche Leute werden sich selbstverständlich darauf beschränken, die Geschichte vom Pharisäer und vom Zöllner als Parabel gegen die Selbstgerechtigkeit zu interpretieren. Sie werden keinen Gedanken daran verschwenden, ob diese Haltung der Selbstgerechtigkeit nicht vielleicht psychologische Ursachen haben könnte. Wenn sie dieser Frage nachgingen, kämen sie vermutlich von selbst darauf, daß gerade sie den Vergleich mit jenen, die *alles* falsch machen, unbedingt brauchen, weil eben dieser Vergleich ihnen bestätigt, daß *einzig sie* auf dem richtigen Weg sind. Diese Gewißheit (in der sie sich dauernd bestätigen müssen) bewahrt sie vor der ihre ganze konkrete Existenz bedrohenden Erkenntnis, daß auch die Regungen des Gefühls eine Berechtigung haben und nicht nur die Paragraphen des Gesetzes; daß Vorschriften nicht vom eigenverantwortlichen Denken und Handeln dispensieren können; daß Recht bei weitem nicht gleichbedeutend ist mit Gerechtigkeit; daß selbst die Gebote nicht Zweck noch Ziel sind, sondern Wegweiser, Straßenschildern vergleichbar – und daß andere Menschen manchmal andere Wege gehen müssen, weil die eine angezeigte Straße, aus welchen Gründen auch immer, nicht gangbar ist für sie, die doch dem gleichen Ziel zustreben. Menschen von der Art des Pharisäers im Tempel werden nie Zugang finden zu den anderen; sie werden sich in die anderen auch gar nicht einfühlen können, weil es ihnen nie gelingt, sich als Person an eine Person zu wenden; die Kommunikation (wenn man denn diesen Begriff noch verwenden darf) geschieht auf unpersönliche Weise: *man* muß, *es* heißt, *die Bibel* sagt, *die Kirche* lehrt ... und nie, gar nie, werden sie sagen: *Ich* denke, *ich* meine, *ich* bin der Ansicht, daß ... Solche Menschen sind dermaßen autoritätshörig und paragraphenfixiert, daß sie den Zehnten selbst dann noch zum Tempel tragen, wenn ihre Kinder zu Hause umkommen vor Hunger. Und sie werden weiterhin jene verdammten, welche mit Jesus der Ansicht sind, daß der Sabbat für den Menschen da ist und nicht der Mensch für den Sabbat (vgl. Mk 2,27).

Vom Pharisäer sagt Jesus, daß er, im Gegensatz zum Zöllner, den Tempel nicht als Gerechtfertigter verläßt. Er ist, was das Märchen vom Schneider und was Natan vom König David behauptet, nämlich ein Schalk. Der Ausdruck wird hier in seiner älteren Bedeutung verwendet; im Mittelhochdeutschen bezeichnete man damit einen uneinsichtigen Schurken und verstockten Bösewicht.

Der Schneider und wir

Sollen wir Genugtuung darüber empfinden, daß der Schneider in Warteinweil jede Menge Zeit hat, um über seinen Fehler nachzudenken? Befriedigt uns die Tatsache, daß David für sein Verbrechen von Gott bestraft wurde? Gönnen wir es dem Pharisäer, daß er sich selber vor aller Welt bloßgestellt hat?

In Dostojewskis Roman „Die Brüder Karamasow“ ist von einem russischen Mönch die Rede, der sich in seinen Belehrungen und Gesprächen auch mit der Frage auseinandersetzt, ob man über andere Menschen richten dürfe: „Sei besonders dessen eingedenkt, daß du niemals Richter sein kannst. Denn niemand auf Erden darf über einen Verbrecher zu Gericht sitzen, ehe er nicht eingesehen hat, daß er ein ebensolcher Verbrecher ist wie jener, der vor ihm steht und daß er an dem Verbrechen des vor ihm Stehenden vielleicht die meiste Schuld trägt“ (16. Buch, Abschnitt 3h).

Wir tun deshalb gut daran, weder über den Schneider noch über König David, noch über den Pharisäer zu Gericht zu sitzen, weil wir uns ja sonst mit ihnen in eine Reihe stellen würden. Denn:

Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! Denn wie ihr richtet, so werdet ihr gerichtet werden, und nach dem Maß, mit dem ihr meßt und zuteilt, wird euch zugeteilt werden. Warum siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem Auge bemerkst du nicht? Wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Laß mich den Splitter aus deinem Auge herausziehen! – und dabei steckt in deinem Auge ein Balken? Du Heuchler! Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge, dann kannst du versuchen, den Splitter aus dem Auge deines Bruders herauszuziehen (Mt 7,1–5).

Unsere Interpretation des Märchens vom Schneider im Himmel zeigt, daß dieser moralische Imperativ theologisch nur überzeugt, wenn er auch psychologisch begründet wird. Gleichzeitig veranschaulicht dieses Märchen die theologisch und psychologisch überaus bedeutsame Einsicht, daß wir Menschen nur gerettet werden in der Begegnung mit der Gnade. Und zwar nicht nur aufgrund der Gnade, die wir empfangen, sondern auch und vielleicht eher noch durch die Gnade, die wir anderen zuteil werden lassen.